

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 19

Artikel: Ein Kinderbegräbnis
Autor: Glass
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

desverteidigung und vom moralischen Ausbau unserer Positionen. Unsere materielle Lebenseinstellung ist aber noch nicht überwunden und unsere Vorgefekten — wo sie auch stehen mögen — bieten uns keine vorteilhaften Beispiele. Immer noch wird der Beruf, der zu wählen ist, in erster Linie vom Standpunkt der Wirtschaftlichkeit aus betrachtet. Wo sind die Pioniere, die noch Mut, Ausdauer und Ideale haben, die nicht nach Sicherstellung, Pensionen und Erfolgen Ausschau halten, die sich selbst freiwillig aufs Spiel setzen und dadurch helfen die Welt mit ihrem teuflischen Geldeswert zu überwinden, wo sind sie?

Wenn dereinst unser heutiges Völkerbundsgebäude als Marktstein und Zeitwende, als Denkmal im negativen Sinne

gewertet werden sollte, dann dürfte der glückliche Steinhaufen, wie er heute in Genf steht, doch noch seinen Wert erhalten. Auf diesen Zeitpunkt hin warten wir. Irgend ein Mensch, irgend eine Generation wird den Tag erleben, da die Völker „zueinander“ sind, da sie den Gedankengang von Plato, Christus und andern Geistesfürsten wieder weiter ausbauen werden. Dann aber wird ein Völkerbundsgebäude ganz anders aussehen, es wird einfach und bescheiden sein, damit große Gedanken darin Raum und Ausdehnungsmöglichkeit haben.

Diesen neuen, einst kommenden Völkerbund grüßen wir schon heute, auf ihn bauen und hoffen wir, ob wir ihn noch erleben oder nicht.

Wandertag

Laß es, in die Luft geschrieben,
Mit dem blauen Wind vertrieben,
Herz, was heute dich durchweht!
Summ's den Wölklein leis im Schreiten,
Die da glanz erfüllt geleiten,
Was durch meine Seele geht!

Laß es rings wie Blust im Maien
Auf die grünen Wiesen schneien,
Oder als ein Schmetterling
Seine goldnen Flügel heben
Und beglückt im Lichte schweben,
Das ihn trägt und ganz umfing!

Blühe denn, du schöne Stunde,
Meinem Herzen, meinem Munde,
Wo ich heute geh und steh!
Was ich sinne, was ich fühle
Ist ein wonniges Gewähle:
Schmetterling und Blütenschnee!

Walter Dietiker.

Ein Kinderbegräbnis

Drüben, neben der Farm, wo sich einige Reihen frische, ältere und halbverwachsene Hügel oder auch eingefallene längliche Vertiefungen befinden, wühlen zwei Eingeborene in der Erde. — Tiefer wird der Graben und höher die aufgeworfene Erde, bis sie Pickel und Schaufel beiseite stellen, die Stummelpfeife mit dem stinkenden Negertabak stopfen, dessen beißender Rauch einen Elefanten vertreiben kann, — und warten. —

Es ist ein kleiner Negerfriedhof. Keine Umzäunung; oft stampfen die weidenden Röhre auf den schon halbflach getretenen Hügeln herum, weil dort das Gras besonders gut zu gedeihen scheint. Ueber anderen Gräbern sind zerbrochene Ziegelsteine aufgeschüttet, daß es aussieht, wie in einer Schuttgrube. Andere wiederum sind eingefriedet in ein wildes Stacheldrahtverhau. — Ganz wie das weite, ebene Land mit seinen gewundenen, regellosen Erdfurchen der trockenen Wasserläufe, den eigenwillig verstreuten Negerhütten und den ordnungslos angelegten Meckern, wo der grünende Mais dem ewig blauen Himmel und der tagtäglich wiederkehrenden Sonnenglut sich entgegenreckt. —

Irgendwoher kommen ungewohnte Laute. Weit drüben taucht ein Züglein Menschen und Karren auf. Lauter und lauter wird der Gesang aus immer wiederkehrenden Rhythmen, der sich aus einzelnen Stimmen zu einem vielstimmigen Gesang sammelt, von einem wimmernden Piano zu einem donnernden Fortissimo anschwillt, in die Höhe schwingt, verebt und mit dumpfem Bass in tiefste Tiefen fällt, um mit hellen Rehlauten

erneut langsam in vielen Variationen empor zu steigen, so hoch, wie die menschliche Stimme überhaupt sich zu erheben vermag, um wiederum in ein unterirdisches Donnerrollen der Bäße zu fallen — Laute eines wunden Tieres, — einer gequälten Seele.

Das Züglein erscheint vor dem Friedhof. Voran schreiten die obligaten drei Negerpfarrer in weißen Kitteln. Auf einem wackeligen Schimmel reitet der Führer des Zuges. Dahinter kommt ein Karren über das holperige Gras geschaukelt, dessen Chassi einmal einen alten Ford getragen hat, nur daß der Dienst des lebensmüden Motors zwei graue Esel übernommen haben. Auf dem Wagen sitzen stumm die Frauen in weiße Tücher gehüllt, und zu deren Füßen steht in der Wagenmitte der kleine Sarg. — Den Schluß aber bilden all die nahen und ferneren Angehörigen des Toten, verzückt sich wiegend im Rhythmus des Totengefanges. —

Der Zug hält an, das schneeweiße Sarglein wird vom Wagen gehoben und über die offene Grube gestellt. Totenstille herrscht, — bis mit einemmale, gleich einem Orkan, der Totengefang erneut über die Steppe schwillt. Der erste Pfarrer spricht sein Gebet in Zulu, der zweite dasselbe in Masuto, und der dritte in Afrikaans. — Denn, es gibt so viele Negerpfarrer, es ist ein so schöner wie bequemer Beruf, — sie müssen gelebt haben, wenn ihre Gläubigen auch nur einmal sterben! —

Die Erdschollen poltern in die Tiefe und decken langsam das Tote zu, während der Gesang erneut in Orgien über das Grab

braust. Die Zeremonie, eine undefinierbare Mischung von heidnischen Gebräuchen mit christlichem Anstrich, geht zu Ende. — Die Karren wenden, die Gemeinde verläuft sich. Nur eine Schwarze bleibt zurück, hält stumme Wache bis der braune Erdhügel sich fertig über dem Grabe wölbt, — die Mutter. —

Dann geht auch sie. — Noch legt sie einen zerbeulten Blechnapf, einen Löffel und eine zersprungene Tasse ohne Henkel, die nun heilig gewordenen Utensilien des toten Kindes, auf das Grab, und dann wankt auch sie, die Mutter, einsam und gebrochen ihrer fernen Strohhütte zu. —

Dr. Glas, Johannesburg.

Eine Mutter

Aus dem Leben erzählt von Martin Gerber

Rauh und stürmisch strich der Wind durch die schwarze Nacht des Krankenhausparks. Ununterbrochen peitschte der kalte Regen gegen die Südfront des breiten Baues, an die Fensterläden des im obersten Stockwerk gelegenen Notfallzimmers Nr. 146, wo Frau Ambühl, seit einigen Tagen eingeliefert, traumwach in ihrem Fieber lag.

Jetzt war sie also doch da, konnte nicht mehr sich sträuben, gegen den Feind sich wehren. Hilflos ans Bett gefesselt! Ja, die stille Ahnung hatte nun doch ihren Tribut gefordert, und verlangte ein unabwendbares Opfer von ihr, Ruhe und Stärkung. Nie ergab sie sich in ihrem bewegten und aufreibenden Leben einer aufkommenden Schwäche, stets leuchtete ihr nur das Ziel vor Augen, sich durchzuringen und niemand zur Last fallen. Das war ihre Sendung, ihre ganze Pflicht, deren sie sich schuldig fühlte.

Eine kleine, unbedeutende Arbeiterfrau, hatte sie sich nie dafür gehalten, ihren zeitweiligen gesundheitlichen Beschwerden nachzuspüren, oder gar einen Arzt in Anspruch zu nehmen. Dafür hatte sie ja auch keine Zeit und noch weniger das Geld, für sich eine solche, wie sie sagte, unnütze Auslage zu bestreiten. Das wenige, das sie errackern, mit Waschen und Ruhen bei fremden Leuten verdienen konnte, langte ihr ja kaum, um den fünf Kindern die hungrigen Mäuler zu stopfen; und die kleine Rente, ihres vor Jahren an einem schweren Lungenleiden verstorbenen Mannes, mußte sie restlos für die Miete ihrer bescheidenen Dachwohnung hergeben.

Wer wollte da noch etwas erübrigen können für Arzt oder Arzneien? Sie war es von jeher zufrieden gewesen, wenn sie alle Tage das Essen auf den Tisch stellen konnte, denn daran durften ihre Kinder nicht leiden. Dafür war sie eine zu gute Seele, Mutter Ambühl. Und Schulden machen war ihr das Verhafteste auf der Welt. Was sie an Speise und Kleidern für die Familie benötigte, das mußte bar bezahlt sein, sonst leistete sie lieber Verzicht auf ihre eigenen Bedürfnisse, die sie ohnehin den Kindern zulieb auf ein Minimum beschränkte.

Wie manchmal hatte sie doch in ihrem Leben, wenn beim einen oder andern der Kleinen der Teller leer war, auf ihre eigene Ration verzichtet und ihren Teil abgetreten. Oh, sie stand lieber zurück, als daß sie sich hätte ein Gewissen machen müssen, der Arni oder die kleine Lilli hätten nicht genug bekommen. Sie war schon dankbar, wenn sie die Gewißheit fühlte, daß alle gesättigt vom Tische gingen.

Das waren Jahre aufopfernder Mutterliebe gewesen, an denen den Kindern selbst recht eigentlich nichts besonderes aufgefallen war. Sie wuchsen heran am sichern Hort der sorgenden Mutter, die in ihrer Güte nichts schuldig blieb und mit dem Pflichtgefühl eisernen Frauenwillens den Kindern nur zu geben hatte. Frau Ambühl war sich selbst nicht bewußt, welch' große Last sie beim Tode ihres Mannes übernommen hatte. Sie trug ihr Los mit unendlicher Geduld, und keine Macht der Welt hätte sie auf die Knie zwingen können, das Schicksal ihrer Kinder zu schmälern, oder gar in fremde Hände zu legen. Das hatte sie sich am Totenbett ihres geliebten Mannes mit zünden-

der Liebe ins Herz versprochen. Und wenn sie am eigenen Leib darben sollte. Behördlich unterstützt, und von den Leuten verhächelt zu werden, das durfte nicht sein. Ihre Kinder wollte sie schon selber großziehen; wozu hatte sie denn arbeiten gelernt, sie, die einstige Fabriklerin, die in ihrer Jungferzeit noch den gebrechlichen Vater und den oft arbeitslosen Bruder mit ihrem kleinen Verdienst durchgehalten hatte! Sie, die fleißige Ambühl Käte, die im ganzen Dorf ein Muster werdhigen Schaffens gewesen, und von frühester Jugend an mit der Arbeit umging wie das Mannenvolk, und sich dazu noch einen schönen Baken erspart hatte, als ihr Bräutigam sie an den Traualtar führte, und sie zusammen einen harmonischen Hausstand gründeten. Ja, damals . . . Das Glück stand ihnen beiden im Garten und erfüllte ihr Dasein mit Dankbarkeit. Ihre fünf Kinder waren geborgen, und die Familie konnte zufrieden einer sichern Zukunft entgegenblicken. So hatte sie es noch ungetrübt in ihrem Gedächtnis . . .

Das war noch die goldene Zeit gewesen, an die jetzt Frau Ambühl in ihrem Fieber im Krankenhaus zurückdenken mußte. Wie schnell doch die Jahre dahin gingen! Und dann die schlaflosen Nächte, als das schwere Unglück über sie kam und den hoffnungsvollen Ehegefährten dahinraffte. Ach, es schien ihr, als wenn es erst gestern gewesen wäre.

Aber sie hatte sich nicht unterkriegen lassen, und mit beiden Armen den Kampf um die Existenz, um die Ernährung ihrer Kinder aufgenommen. Mutter Ambühl war ihnen eine gute Fürsorgerin, wenn auch die Erziehung ihrer täglichen Arbeit wegen litt, und die Kinder in Gottesnamen außer der Schule oft sich selbst überlassen waren.

Die zwei ältern, Anni und Edith, konnten ja bereits der Mutter etwas behilflich sein, und verdienten schon einige Rappen im Wochenlohn. Dafür aber standen die Kleineren umso weniger unter Aufsicht, und man mochte es ihnen eigentlich nicht so sehr anrechnen, daß sie schalteten und walteten in Küche und Haus, wie es ihnen am besten paßte, wenn sie von der Schule kamen und ihre Kinderstreiche verübten, sobald Mutter auf Arbeit war. Ihnen fehlte ja auch der Vater, die feste Hand, welche eine Mutter nie so recht ersetzen kann und wenn sie auch noch so streng zu sein meint. Das Mutterherz kann doch manchmal und sehr oft nicht strafen, wo es vielleicht glaubt, mit Liebe den Weg zeigen zu können. Und das war auch ihre oft schwache Seite, der sie so gerne die Bernunft entgegenstellte.

Dennoch, Mutter Ambühl konnte sich auch jetzt keinen Vorwurf machen, nicht alles getan zu haben, was in ihren Kräften stand. Sie hatte entbehrt, verzichtet und geschafft für ihre Kinder, für ihre Ehre. Und niemals hatte sie krank werden wollen, jetzt, wo bald das Letzte ihrer Schützlinge aus der Schule ins Leben treten konnte, jetzt, wo sie endlich darauf rechnen durfte, an den Kindern bald eine brauchbare Stütze zu haben. Endlich einmal aufatmen können, einen Lichtschein in ihr dürftiges Leben schimmern sehen, daran hatte sie immer schon mit stiller Freude gedacht, die abgehärmte, pflichttreue Mutter.